

er sich nicht auf die gleiche Weise inkarnatorisch nochmals mitteilen kann [...]. Denn *von Menschsein her* ist jede Person unwiederholbar, also einzig; und *von Gott her* bleibt nach einer wirklichen Selbstmitteilung eine weitere, gleiche ausgeschlossen“ (271).

Welche religionstheologische Position jemand auch vertreten mag, er/sie wird aus den vorliegenden fundamentaltheologischen Überlegungen vieles Bedenkenswerte mitnehmen.
Salzburg Franz Gmainer-Pranzl

FUNDAMENTALTHEOLOGIE

♦ Chateaubriand, Francois-René: Geist des Christentums. Oder Schönheiten der christlichen Religion. Bearbeitet, hg. und mit einer Einl. versehen von Jörg Schenuit, Berlin 2004. (781) Geb. Euro 29,80 (D). ISBN 3-87554-401-3.

Es ist eine eigenartige, hochambivalente Erfahrung, den Neudruck eines Buches in die Hand zu nehmen, dessen Erstausgabe vor zweihundert Jahren (1802) ein Bestseller war, nicht zuletzt deswegen, weil der Autor den Lebensnerv seiner Zeit getroffen und dabei auch keineswegs auf die modische Attitüde einer geschickten Selbstinszenierung verzichtet hat. François-René Chateaubriand (1768–1848) bekannte sich als Katholik, „weil man als Franzose nichts anderes sein kann“ (XVII). Was er sich vorgenommen hatte, war nicht weniger als eine Gesamtdarstellung der christlichen Religion. Chateaubriand ist Traditionalist. Er macht kein Hehl daraus, seine Maßstäbe aus dem Ancien régime zu nehmen: „Anstatt der zarten Religion, deren sich die Schriftsteller aus der Zeit Ludwigs XIV. wie eines wohlgestimmten Instrumentes bedienten, um den Ton ihrer Beredsamkeit zu finden, brauchen die neueren Schriftsteller eine enge Philosophie, die alles teilt und aufs neue unterteilt, die Gefühle mit dem Kompaß mißt, die Seele der Rechenkunst unterwirft und die Welt, mit Einschluß Gottes, zu einem vorübergehenden Abzug des Nichts herabsetzt.“ (482) Dennoch wirkt er in manchem ungewöhnlich modern. Seine kultur- und religionsgeschichtlichen Betrachtungen, sind, wie der Untertitel deutlich macht, dem ästhetischen Gesichtspunkt verpflichtet. Als gebildeter Verfasser steht er ganz auf der Höhe seiner Zeit.

Mit Recht bemerkt der Herausgeber in seiner gelungenen Einleitung (XVII–XXX),

dass Chateaubriand „sein Verhältnis zur überlieferten christlichen Dichtung und Kunst als eine Art Eros-Beziehung“ begreift (XXIV). Er argumentiert, indem er seine Erfahrungen ausbreitet. Offensichtliche Widersprüche seiner Argumentation kümmern ihn nicht. Was soll die kleinliche Beckmesserei eines logischen Syllogismus, wenn es um den Ausdruck eines Lebensgefühls geht. An M. de Fontanes schreibt er, die christliche Religion, gemacht „für das Elend und für die Bedürfnisse unseres Herzens“, sei „ihrem Wesen nach zärtlich und melancholisch“ (XXIV). Die Revolutionäre hätten die Tempel der christlichen Religion zu Kultstätten der Wahrheit umfunktioniert, „die kein Mensch kennt, und der Vernunft, die noch nie eine Träne getrocknet hat“ (XXVI). Frömmigkeit steht für ihn im Interesse der Schönheit (vgl. 182). Seine Anthropologie entwickelt er aus leidenschaftlichen Gefühlsausbrüchen: „Der Mensch selbst ist nichts als ein zerfallenes Gebäude, [...] Trümmer der Sünde und des Todes; seine Liebe lau, sein Glaube wankend, seine Hingebung beschränkt, seine Gefühle unklar, seine Gedanken unzulänglich, alles an ihm ist Ruine.“ (489) Das letzte Stichwort bildet die passende Überleitung zum nächsten Kapitel: „Malerische Wirkung der Ruinen“ (ebd.). „Die christliche Religion versteht er als ‚eine Art Leidenschaft‘.“ (285) So darf es nicht überraschen, dass er sie vornehmlich in einem Gestus sieht, wie ein Liebhaber seine Geliebte: „Religion des Friedens! Du hast nicht, wie andere Religionen, Gesetze des Hasses und der Zwietracht den Sterblichen gegeben, du hast sie bloß die Liebe und die Harmonie gelehrt.“ (385) Offensichtlichen historischen Problemen mit widersprüchlichen Phänomenen entzieht er sich durch eine platonische Unterscheidung: „Das Christentum ist vollkommen, die Menschen sind unvollkommen.“ (739) Seine Schilderung der Kreuzzüge (260) und sein Bild der Frau (vgl. 182f.) muten horrend an. So ist es keineswegs überraschend, dass ein zeitgenössischer Kritiker den „Geist des Christentums“ als ein „absurdes Werk“ bezeichnete. (742; vgl. die informative zeitgeschichtliche Verortung im Nachwort). Wirkt für den Leser / die Leserin heute vieles abstoßend, so ist dennoch die Einsicht überraschend, wie vieles an Chateaubriands Argumentationsstil hochmodern, nahezu postmodern wirkt und der latente Narzissmus der Selbstinszenierung nicht erst das Produkt des 21. Jahrhunderts ist. Gelegentlich finden sich in aphoristischer Form überraschende Ein-

sichten, etwa: „Das Schönste, Reizendste und Größte, was es im Menschenleben gibt, ist das Geheimnisvolle.“ (19)

Linz

Hanjo Sauer

♦ Sander, Hans-Joachim: Einführung in die Gotteslehre. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2006. (176) Euro 14,90 (D). ISBN 978-3-534-16586-5.

Wissenschaftliche Einführungen haben ihren eigenen Charme. Sie präsentieren in der Regel längst bekannte methodische Fragestellungen und inhaltliche Schwerpunkte. Neues ist von Ihnen meist nicht zu erwarten. Wer die „Einführung in die Gotteslehre“ von Hans-Joachim Sander unter diesen Vorzeichen liest, ob Lehrender, Lernender oder bereits in der Pastoral Tätiger, erhält keine der sonst üblichen dogmatischen Einführungen. Sanders Gotteslehre ist vielmehr eine Einführung in eine neue Diskursformation der Theologie, welche die Gehalte des Glaubens nicht vom selbstverständlichen Innen der Kirche als Glaubensgemeinschaft, sondern von ihrem herausfordernden Außen her bestimmt. Sander führt demzufolge keinen identitätslogischen, sondern einen differenzlogischen Gottesdiskurs, den er methodisch im I. Kapitel „Die Rede von Gott – ein abduktiver Prozess aus machtvollen Differenzen“ begründet. Wer Gott ist, kann nur von den vielfältigen Orten her bestimmt werden, an denen über ihn gesprochen wird. Solche Orte sind selbst differenzlogisch von einer Innen-Außen-Struktur gekennzeichnet. Sander macht damit die pastorale Problematik, Glauben im pluralen Kontext einer säkularisierten Welt zu verkünden, zur Frage der Dogmatik selbst. Theologiegeschichtlich greift Sander auf die Lehre der *Loci Theologici* des Melchior Cano zurück, die nach der wissenschaftlichen und handlungsmäßigen Autorität des Glaubens fragt. „Die loci-basierte Theologie zeigt an: Die Autorität eines Glaubens liegt nicht schon im Glaubensakt selbst begründet, sondern gründet nicht zuletzt auf der Fähigkeit, sich Konfrontationen von außen auszusetzen und darin sprachlich zu bestehen. Für diese Autorität sind drei Dinge nötig: ein hinreichendes Maß an Wissen, ein realistisches Urteil und der Mut zu den nötigen Aktionen.“ (40) In drei Durchgängen wird dieses methodische Konzept an den Begriffspaaren Religionen und Gott, Philosophien und Dogma, Politiken und Mystik durchgeführt. Im II. Kapitel „Die Differenz von Reli-

gionen mit Gott – die Zumutung der Schrift an die Existenz“ werden zentrale biblische Themen wie Schöpfung, Eschatologie, Bund, Erwählung und Offenbarung vor diesem Hintergrund diskursiv neu ins Spiel gebracht. „Man kann Gott in der Bibel deshalb nicht als einen Wortkomplex begreifen, vielmehr vollzieht sich in der Bibel jener Sprachprozess, der im Namen Gottes Anschauungen hinter sich lässt, die selbstverständliche religiöse Geltung beanspruchen. Der Wohnort Gottes findet sich in den Abduktionskonstellationen der biblischen Texte, die einen umfassenden Anspruch erheben, Zumutungen für religiöse Überzeugungen freisetzen und Umkehrvorgänge in Glauben, Denken und Handeln beinhalten.“ (42) Die Weiterführung dieser Fragestellung im Blick auf die philosophisch-theologischen Entwicklungen innerhalb des Christentums unternimmt Sander im III. Kapitel „Die Differenz von Philosophien zu Gott – die Abenteuer des Dogmas in der Sprache“, das die Fragen von Trinität, Kreuz, Allmacht und Beweisbarkeit Gottes aufgreift. „Die entscheidenden Dogmen über Gott geben dem Glauben eine Ortsbestimmung in der Differenz zwischen philosophischen Fragestellungen und theologischen Sprachlosigkeiten; sie setzen zugleich diesen neuen Ort weiteren Abduktionen aus, die durch Philosophien angeregt werden. Die Topologie der Dogmen lässt sich daher nur in Nähe zum philosophischen Wissen und in Distanz von philosophischen Einsichten erarbeiten.“ (74) Theologie konstituiert sich nicht nur in und aus der Differenz zur Religion, zur Philosophie, sondern auch aus der Differenz zur Politik. Dem geht das IV. Kapitel „Die Differenz von Politiken und Gott – die Risiken der Mystik mit der Macht“ nach. Behandelt werden die Bereiche Opfer, Gericht, Menschenrechte, Armut und Shoah. „Wer von Gott reden will, wird entsprechend unweigerlich in eine Machtkonstellation mit der Politik hineingezogen; sie ist der Gottesrede zugemutet und sie darf darin nicht untergehen.“ (124) Gerade dieses letzte Kapitel zeigt deutlich, dass Sanders „Gotteslehre“ sich aus der Nähe zur negativen Theologie speist, ohne den Anspruch einer positiven Theologie aufzugeben. Diese Spannung gehört zu den Differenzkonstellationen, die das Charakteristische einer heutigen Rede von Gott kennzeichnen. In beeindruckender Souveränität gelingt es Sander, diachron die alten Antworten der christlichen Gottesrede synchron mit den zeitgenössischen Problemstellungen diskursiv ins Spiel zu brin-